

Debatte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 7-8: **Freiburg = Fribourg = Fribourg**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



An den Gestaden des Canale della Giudecca wird über die Zukunft der Schweiz in hundert Jahren nachgedacht. Bild: Marco Walser

Salon Suisse
Veranstaltet von: Pro Helvetia /
Hosoya Schaefer Architects
Palazzo Trevisan degli Ulivi
Dorsoduro 810 (Zattere), Venezia
www.biennials.ch

Die Schweiz – ein alpiner Stadtstaat?

Drei Statements vom «Salon Suisse» der Architekt- turbiennale Venedig 2014

An der diesjährigen Architekturbiennale ist die Schweiz nicht nur mit dem von Hans Ulrich Obrist kuratierten Pavillon in den Giardini vertreten, sondern zum dritten Mal auch mit dem «Salon Suisse» im Palazzo Trevisan degli Ulivi – einem Debattenforum, das dieses Jahr von Hosoya Schaefer Architects betreut wird. Am 7. Juni startete es mit einer imposanten Reihe von Kurzvorträgen, in denen Architekten und Architektinnen ihre Visionen und Alpträume von einer künftigen Schweiz skizziert haben. In mehreren Sitzungen (die nächsten am 4. bis 6. September 2014) wird über die Verfassung eines imaginierten «alpinen Stadt-

staats» Schweiz debattiert: **Wie soll die Schweiz in hundert Jahren aussehen? Welche Rolle spielt sie in der Welt, und wie definiert sie ihre Eigenart jenseits traditioneller Mythen?**

Aus der Fülle der ersten Statements haben wir drei ausgewählt. André Bideau – Architekturtheoretiker, Publizist, Dozent an der Accademia di Architettura in Mendrisio und an der Harvard Graduate School of Design sowie von 1997–2002 Redaktor dieser Zeitschrift – entwirft ein dystopisches Szenario für das Jahr 2114 Mittelschicht zuständig. Benedikt Boucsein, Architekt und Redaktor der Zeitschrift «Camenzind», entwirft ein Rollenbild, zu dem auch Radikalität und Subversion gehören. Christian Salewski schliesslich, Architekt und Städtebauforscher an der ETH Zürich, fragt kritisch nach dem tatsächlichen Wesen eines Stadtstaates und hofft auf ein neues Zeitalter der Aufklärung.

André Bideau: Nachhall der Nachhaltigkeit

Seit Max Frisch und Lucius Burckhardt kritisierten Architekten und Intellektuelle die Weigerung der Schweiz «Stadt» zu werden, ihre Kultivierung von Partikularinteressen, ihr Festhalten an ruralen und suburbanen Projektionen. Doch im Jahr 2114 blickt man auf Veränderungen zurück, die das territoriale Gefüge und die Institutionen der Schweiz transformiert hatten. Das neue Dispositiv demonstrierte kein Resultat von Entwürfen, vielmehr das traditionelle Primat privatwirtschaftlicher Interessen über ein territoriales Grand Projet – so auch nach dem Zweiten Strukturwandel: Finanzbranche und Pharmaindustrie hatten infolge der Abschaffung des Bankgeheimnisses und dem Siegeszug der Generika verzweifelt um ihre verlorenen Marktanteile gekämpft. Zu diesem Zweck und angesichts ihrer zunehmend verflochtenen Geschäftsfelder schlossen sie sich mit den Grossen der Versicherungsbranche zusammen.

Das Land ist 2114 durch die restlose Ökonomisierung seiner Infrastruktur charakterisiert: Die SBB, jetzt primär im Immobiliengeschäft tätig, erwiesen sich als Treiber einer Urbanität, wie sie von einer früheren Architektengeneration in Zürich und Basel endlos debattiert worden war. Entlang der Bahnkorridore hatte das Ausmass der Bautätigkeit die historischen Stadtkörper zu Wurmfortsätzen degradiert. Der Flughafen Kloten war 2030 wegen Lärmschutzaufgaben und Gebühren stillgelegt worden. Ins TGV- und ICE-Netz eingebunden, diente der «Euro-Airport» Basel-Mulhouse längst als interkontinentale Drehscheibe der Billigfluggesellschaften. Das Zürcher Flughafenareal wurde zum Standort eines der beiden Schweizer Grosskrankenhäuser, die im Rahmen der nationalen Gesundheitsreform errichtet wurden. Zusammen mit einem Archipel von Alters- und Pflegeresidenzen, Tagungs- und Wellnesszentren bildete das Spital Kloten eine eigene Kommune, in der auch die neuen Life & Financial Sciences ihren wichtigsten Forschungscampus errichteten.

Nicht nur in Kloten, sondern auch in den Urbanisierungskorridoren der SBB übernahm die Kreativbranche strategische Aufgaben bei der Identitätskonstruktion. Herkömmliche Parameter der Ortsbindung hat-

ten ihre Wirksamkeit verloren. Beim Dienstleistungsproletariat, das aus dem Zweiten Strukturwandel hervorgegangen war, galt es kollektive Sehnsüchte zu kultivieren und haptisch-räumliche Bedürfnisse zu befriedigen. Dabei wurde die Wiederbelebung der Beziehung von Zeichen und Werten zur Kernkompetenz von Architekten, die das Programm der «Europäischen Stadt» verinnerlicht hatten. Eine stabilisierende und erzieherische Funktion hatten aber auch die «Zentren des Fühlens und Seins». Diese Infrastrukturen wurden in der Regel in den Alpengebirgen eingerichtet: Hochatmosphärisch und ohne erkennbaren Zweck, waren sie einem Eklektizismus verpflichtet, der sich effektiv bei der Architektur der vorletzten Jahrhundertwende bediente und einen Beitrag zur Erhaltung einer geheimnisvollen Baukultur leistete.

Die Architekturreservate waren eine indirekte Folge der 2089 beschlossenen Raum- und Ressourcenpolitik (RRP). Darin wurde jeder Bürger nach seinem individuellen Flächenkonsum definiert. Sein Wohnflächenverbrauch wurde analog dem Verbrauch anderer Ressourcen quantifiziert und besteuert – was den Trend zu Grosshaushalten und Wohnkommunen in den Stadtkorridoren beförderte. Obwohl der Gesetzgeber in gutschweizerischer Manier die Städte nicht bevorzugt hatte, stiess die RRP in den ländlich-suburbanen Regionen auf erbitterten Widerstand. Aber mit immer dreister gestellten Forderungen nach Subventionen hatte die «ländliche» Schweiz ihr politisches Kapital inzwischen verspielt, und der rabiate Steuerwettbewerb unter ihren reichen Gemeinden absorbierte die Energien, die für einen gemeinsamen Kampf gegen die neue Raumordnung erforderlich gewesen wären.

Zu den Bürgerpflichten gehörte fortan ein nachhaltiger Lebenswandel. Die Raum- und Ressourcenpolitik verfestigte jedoch den privilegierten Swiss Way of Life – das Grundrecht jedes Bürgers, über unbegrenzte Mobilität zu verfügen. Obwohl die Siedlungsstruktur der Schweiz immer ungleicher und unausgewogener wurde, ging man weiterhin von der homogenen Erschliessung ihres Territoriums aus. Dessen Kuratierung und szenografische Erlebbarkeit wurden im Gesetzestext sogar festgeschrieben. Die Beschränkung des individuellen Flächenverbrauchs war

Gegenstand einer akribischen Überwachung, die an die Stelle der traditionell schweizerischen Aushandlungsprozesse trat. Weil der Gesetzgeber auf ein städtebauliches Projekt verzichtet hatte, befassten sich nun Scharen von Architekten mit der Verwaltung von Raumressourcen, mit der Zertifizierung physischer Veränderung. Gegenüber der Urbanisierungsdynamik, die von anderen Akteuren bestimmt wurde, waren sie zur Sprachlosigkeit verdammt. —

Benedikt Boucsein: Notiz aus dem Untergrund

Das Schicksal der Stadt entscheidet sich dort, wo sie grau, unordentlich, unübersichtlich und bisweilen auch hässlich ist. Die Antworten, die wir für ihre Zukunft suchen, verbergen sich an diesen alltäglichen und ruhmlosen Orten. Auf dem Weg vom grossen Gedanken bis zum einzelnen Backstein sind Ideen und Konzepte komplexen Wandlungen unterworfen. Auf die Revolution folgt die Evolution.

In der Schweiz hat sich die Architektur inzwischen von einem elitären und rein künstlerischen Selbstverständnis gelöst. Vielen ist klar geworden, dass wir nicht nur für wenige Auserwählte bauen können, wenn die Architektur gesellschaftliche Relevanz wiedererlangen und behalten soll. Wir haben gelernt, die kleinen Aufgaben wertzuschätzen und beginnen zu verstehen, dass die stilistischen Debatten definitiv hinter uns liegen.

Heute geht es darum, dass Architekten als Teil der Gesellschaft, als Vermittler der gebauten Umwelt und als Stifter von Gemeinschaft entscheidende Wirkung aufbauen. Die grosse Frage ist dabei folgende: Wie kann sich radikales Denken denjenigen Aufgaben nähern, die vom Radar der architektonischen Debatten nicht erfasst werden? Und wie schaffen wir es, dabei nicht unsere idealistischen Ziele aus den Augen zu verlieren? Wie balancieren wir es aus, die Gesellschaft zu beeinflussen und uns gleichzeitig auch von ihr inspirieren zu lassen?

Mit seinem Konzept der «konkreten Utopie» hat der deutsche

Philosoph Ernst Bloch auf diese Widersprüche eine mögliche Antwort gegeben. Im Denken und Handeln des konkreten Utopisten hat die grosse Idee auch bei den Schwierigkeiten des Alltags Bestand. Seine Arbeit beginnt jedoch im Hier und Jetzt, oft an den eingangs erwähnten unordentlichen Orten. Diese Arbeit reicht vom Städtebau zu kleinsten Alltagsaufgaben, von der Praxis zur Forschung, vom Dialog zur Introspektion, von der Ernsthaftigkeit zum Humor, von der «PR» zur Subversion – und sie ist sowohl global als auch lokal.

Wir sind davon überzeugt: Gerade in der partizipativen und egalitären Demokratie der Schweiz mit ihrer an Fragen der Architektur interessierten Bevölkerung ist die Chance gross, dass dieses Vorhaben gelingt. —

Christian Salewski: Poesie der Infrastruktur

Die grosse im Salon Suisse gestellte Frage zu «den nächsten 100 Jahren des alpinen Stadtstaates» halte ich selber für unbeantwortbar.

Venedig wurde uns von Hiromi Hosoya und Markus Schaefer als Bühne und als Referenz gegeben. Wie alle Stadtstaaten hatte Venedig ein grundlegendes Problem: es verfügte über kein Hinterland. Venedigs Blüte entstand durch sein exklusives Geschäftsmodell. Nach dessen Verlust war der Stadtstaat noch immer reich, aber er passte sich nicht an. Es folgten Dekadenz und schliesslich der langsame Untergang.

Was können wir von Venedig lernen? In sehr groben Zügen sind es zwei Szenarien: Japan oder Singapur – ein langsamer, introvertierter Verfall oder ein extremer Pragmatismus in der ständigen Anpassung des Geschäftsmodells.

Persönlich hoffe ich auf ein drittes Szenario, in dem die Schweiz sich solide in ihren europäischen Kontext einbettet. Das Ergebnis wären jedoch nicht ein einziger Stadtstaat, sondern drei den grossen Sprachräumen folgende internationale Stadtregionen – ein seltenes Phänomen, denn während es kaum Beispiele für

internationale Stadtregionen gibt, haben wir heute bereits drei. Im Extremfall entstünden drei Stadtstaaten, mit Europa als Hinterland und den Alpen als Garten. Sie wären wahrscheinlich recht gross und von mittlerer Dichte, nicht aber die konzentrierten, betonierten Hochhausstädte so mancher Architekten träume – oder die niedrigen Dichten der vielen Stimmen für einen neuen Regionalismus, der leider viel zu häufig nur eine schlechte Fassade für den alten Nationalismus der Ausgrenzung ist.

Eine Warnung: Hätte ich vor 100 Jahren hier gestanden, so hätte ich über die Zukunft des monarchischen Systems in Europa gesprochen, ohne zu wissen, dass in einem Monat die grossen Kriege meine Welt untergehen liessen. Hätte ich vor 25 Jahren hier gestanden, so hätte ich über die Rolle des sowjetischen Imperiums spekuliert, ohne zu wissen, dass in fünf Monaten der Fall der Mauer den Kalten Krieg beendete.

Ich glaube nicht an Utopia, jedenfalls nicht als Ziel. Utopia ist niemals Zukunft, sondern ein radikaler Kommentar zur Gegenwart. Die Zukunft ist etwas anderes. Die Zukunft ist, was wir nicht wissen. Wir werden sie auch niemals wissen können. Die Zukunft lässt sich nicht vorausberechnen. Für den fernen Zeithorizont bleiben nur Hoffnung oder Angst. Ich selber ziehe Hoffnung vor.

In der Einführung zum Salon Suisse steht geschrieben, dass die letzten 100 Jahre auf «einem gut geöhlten Uhrwerk aus Infrastruktur und Common Sense» gegründet waren. Was würde dies für die nächsten 100 Jahre bedeuten?

Für den Common Sense hoffe ich, dass wir ein säkulares, auf Vernunft gegründetes, freies und offenes Gemeinwesen mit Mitgefühl und Solidarität haben, nicht eines der Mythen, Ismen und Egos. Ich glaube, dass dies die grösste und wichtigste Herausforderung unserer Gesellschaft ist, und ich hoffe auf ein neues Zeitalter der Aufklärung.

Nicht zuletzt wünsche – nein – hoffe ich als Architekt und Städtebauer, dass meine Kolleginnen und Kollegen in Architektur, Städtebau, Ingenieurwesen, dass alle Beteiligten etwas Wesentliches für unsere Zukunft wiederentdecken und, wo nötig, neu erfinden werden: die Poesie der Infrastruktur. —